

Dialekt als Waffe

Programmatik und Praxis des elsässischen Dichters André Weckmann

I.

Von einer deutschen Mundartdichtung im engeren Sinne kann erst seit dem 19. Jahrhundert gesprochen werden, als sich die überregionale Hochsprache endgültig als Literatursprache etabliert hatte, zugleich aber mit der Romantik ein landschaftsgebundenes Selbstbewußtsein – kontrapunktisch zur nationalsprachlichen Identität – erwachte, das sich im Dialekt artikulierte.¹ Die romantischen Vorstellungen verpflichteten „klassischen“ Dialektdichtungen des 19. Jahrhunderts wurden in der Folge fast nur noch imitiert, ihr Weg zum „Ursprünglichen“ wandelte sich in unserem Säkulum zumeist zur Flucht vor der Realität in die flache heimattümelnde Kulisse. Wertkategorien wie das „Natürliche“ oder „Echte“ dienen zum Vorwand für bewußt zivilisationsferne Heimdichtung.²

Der Trivialisierung wurde die deutschsprachige Dialektliteratur in den fünfziger Jahren durch einige Autoren („Wiener Gruppe“) entrissen, welche von der Hochsprache her auf die Mundart stießen, deren Sprachmaterial als erfrischend unverbraucht empfanden und es für mehr oder minder avantgardistische Formexperimente benutzten. Die Weiterentwicklung der modernen Dialektlyrik verlief in mehreren Schüben, wobei ihr allmählich neue Gegenstandsfelder, Ausdrucksmöglichkeiten und Funktionen erschlossen wurden. Seit den sechziger Jahren stehen sich traditionelle Mundartdichtung und moderne Dialektlyrik vielfach verständnislos, in einigen Fällen sogar feindlich gegenüber.³

Selbstverständlich stoßen die beiden Genres auch im Elsaß aufeinander, wie Adrien Finck in seiner *Elsässische Walpurgisnacht*⁴ lustig vorführt. In das Hexentreiben auf dem Bastberg wirft er einen Dichter alten Schlages, welcher verständnislos einer Welt gegenübersteht, in der für das ehrwürdige Straßburger Münster plötzlich die Metapher „Mitraillettel“ (Maschinenpistole) eintreten kann:⁵

wàs sinn denn dàs fir neia Teen
dàs rímt si nitt dàs pásst si nitt⁶

Daß jenes Zusammentreffen im Lande an Rhein, Ill und Brisch aber glimpflicher abläuft als anderswo, wird durch respektvolle Äußerungen der Dichter über ihre Kollegen aus dem jeweils „anderen Lager“⁷ ebenso dokumentiert, wie durch die Existenz integrativer Vereinigungen (Schickele-Kreis) oder Anthologien elsässischer Dichtung, in welchen man gemeinsam vertreten ist.⁸ Eine Erklärung dieses Sachverhalts hat zunächst am historischen Grenzlandschicksal des Elsaß anzusetzen: Der Dialekt sicherte in diesem Zusammenhang seit dem 18. Jahrhundert das Bewußtsein einer eigenen Identität zwischen den übermächtigen Nationalstaaten Frankreich und Deutschland, wobei die Mundart-Dichtung in nur scheinbar paradoxer Weise stärker gegen die deutschen Assimilationsbestrebungen auftrat als gegen die französischen nach den beiden von Deutschland verlorenen Weltkriegen.⁹ Gemäß einem europäischen psychologischen Phänomen, wonach die Zivilisation des westlichen Nachbarn bewundert und imitiert, jene des östlichen aber eher verachtet wird, zogen französische Sprache und Lebensart die Elsässer mehrheitlich an, galten und gelten als „chic“, wogegen die Idee des „Volkstums“, aus der eine antifranzösische Mundartdichtung allenfalls hätte schöpfen können, nach vier Jahren rigoroser nationalsozialistischer „Kultur“-Politik während der Besatzungszeit im zweiten Weltkrieg in gründlichem Verruf stand.¹⁰

Zur Emanzipation aus ängstlicher Bescheidenheit und unpolitischer Idylle verhalfen der elsässischen Dialektliteratur erst eine gesamtfranzösische Renaissance alter Regionalsprachen sowie die Protestbewegung der jungen Generation vom Mai 1968. Bei aller Unterschiedlichkeit der Ausdrucksformen und Inhalte müssen die Anhänger traditioneller Mundartdichtung einräumen, daß dem Dialekt zu Zeiten ständiger Bedeutungserosion¹¹ seine wesentlichen Impulse gegenwärtig von der modernen kultur- und gesellschaftskritischen Literatur vermittelt werden, während eben deren Vertreter wiederum der Tradition im Hinblick auf Selbstbewußtsein, Sprache, Mythologie und Motivik verpflichtet sind. Man teilt bei aller poetologischen und politischen Gegnerschaft doch das stolze Bewußtsein des Besitzes gemeinsamer großer Ahnen wie Otfried, Gottfried, Tauler, Geiler, Brant, Fischart oder Murner,¹² die weniger stolze Erinnerung an eine gemeinsam durchlittene Geschichte¹³ sowie das Ziel, eine wie immer gedachte Eigenständigkeit über das Instrument der Sprachpflege zu erhalten.

Schließlich scheint es der elsässischen Mentalität auch nicht zu entsprechen, Gegensätze als antagonistische Widersprüche aufzufassen und auszukämpfen; Kompromisse einzugehen, sich anzupassen hat man in einer langen Kette historischer Niederlagen gelernt.¹⁴ Wie definiert doch bei Weckmann ein typischer Landsmann sein Paradies? „So träume ich halt von einem kleinen, gemütlichen soranischen Himmel, wo ich meine wilhelminischen und gaullistischen Auszeichnungen auf ein und derselben Spange tragen darf!“¹⁵

II.

Der 1924 geborene André Weckmann, dessen Biographie exemplarisch für eine Illustration jüngerer elsässischer Geschichte herhalten könnte und dessen dreisprachiges literarisches Werk zumeist um die Problematik seines Landes und seines „voliks“ kreist, gilt mit gutem Grund als der renommierteste Vertreter der modernen kritischen Dialekt-dichtung des Elsaß. Als Ausdruck allgemeiner Hochschätzung Weckmanns im größeren alemannischen Sprachraum ist die Verleihung des Hebelpreises im Jahr 1976 zu werten. Den Preis „verdiente“ sich der Dichter wohl in erster Linie durch sein „Anti-Epos“ *Geschichten aus Soranien*, das anekdotisch vorführt, wie ein paar Generationen elsässischer Lebens- und Überlebenskünstler von 1870 bis 1970 mit den widrigen „Wechselwinden“

zwischen Rhein und Vogesen fertig geworden sind, sowie durch seine ersten beiden Lyrikbände mit politischen Dialektgedichten, welche im Zuge der heftigen Auseinandersetzungen um große Industrieprojekte am Oberrhein beträchtliche Breitenwirkung erreichten. In der Folge hat André Weckmann weitere Gedichtbände herausgebracht und fand in den achtziger Jahren besonders für zwei Romane in hochdeutscher Sprache durchweg freundliche Kritiker.¹⁶

In den Jahren 1976 und 1977 klärte André Weckmann seinen ästhetischen und politischen Standort in drei kurzen, prägnanten Veröffentlichungen: *Dichter sein im Elsass, Dialekt als Waffe* und *Die alemannische Internationale: eine Idee*.¹⁷ Der erste Text, anlässlich der Hebel-Preisverleihung vorgetragen, befaßt sich hauptsächlich mit der Verantwortung des modernen Dichters für die „kleinen Leute“, „die Hunderttausende von Mundtoten [...], die man nicht zu Wort kommen läßt, in keiner Versammlung, in keinem Gremium, weil ihre Sprache eben keine ist, weil sie tiefe hinterwäldlerische Provinz ist, wie die kulturellen Hoheitsträger es behaupten.“¹⁸ Sei die Versuchung schon verlockend gewesen, sich einer der anerkannten Hochsprachen anzuschließen, so sei jene womöglich noch verführerischer, die „den Schöngestigen“ seit der Entdeckung des Dialekts durch die ästhetische Avantgarde offenstehe, nämlich frei und ungehemmt „mit der exotischen Koloratur“ zu spielen. Auf der Strecke bliebe jeweils das Volk „unten im Häckselstroh am Boden [...], in seiner Mundart eingepfercht wie in einem Getto.“ Langfristig sei es der sprachlich vermittelten Ideologie seiner Gegner hilflos ausgeliefert; der Artikulation und Wahrung seiner Interessen schon heute unkundig, sei das Volk nach dem Verlust seiner Identität schließlich nicht einmal mehr fähig, seine Vorteile zu erkennen. In einer solchen Situation werde „die Mundart zu Schild und Waffe“.¹⁹

Dichter sein im Elsass heisst heutzutage dem Volk dienen in seiner ureigenen Sprache. Denn was nützt uns elitäre Literatur und zerebrale Gymnastik in einer der elsässischen Arbeits- und Gemütswelt fremden Hochsprachen, wenn dabei ein Volk versumpft in einer abulischen Gleichgültigkeit, wenn es verdummt wird von der Konsumkultur, wenn es sich seines Eigentums entäussert, wenn seine Umwelt von der Profitgier zerstört wird, ohne dass es den Mund auf tut? Wer kann da ruhig und tatenlos in seinem elfenbeinernen Turm sitzen bleiben und sich der intellektuellen Selbstbefriedigung hingeben? [...] Es geht uns darum, ich wiederhole es, dem Menschen, der im Elsass mit einer existentiellen Frage konfrontiert ist, Überlebenshilfe zu geben, ihm zu helfen, seine Substanz zu retten und seine Identität wiederzufinden. Denn nur wer weiss, wer er ist, nur wer sein Gleichgewicht gefunden hat, nur wer tiefe Wurzeln hat, kann sich frei entfalten, ist stark genug, sich selbst zu verwalten und seine kulturelle und soziale Zukunft selbst zu bestimmen.²⁰

Weckmann gebraucht sehr deutliche, kämpferische Formulierungen, die in Geist und Stil dem Klima vor der sogenannten Tendenzwende angehören und den politischen Streit um die „Vernurung“ des Oberrheins zum Kontext haben. Der Preisträger berührt in seiner Rede auch die Schattenseiten der Mundartdichtung, ihre Anfälligkeit dafür, zum folkloristisch-altertümelnden Touristenspektakel abzusinken oder sich provinziell abzukapseln. Der Dialekt müsse angesichts solcher Gefährdungen nicht als Feind, sondern als Partner der Hochsprachen verstanden werden, deren Stellung als Verkehrs- und Schriftsprachen nicht in Zweifel gezogen wird. Auf der Basis des Dialekts beruhe letztlich die spezifische elsässische Zweisprachigkeit, die das Land in stand setze, seiner historischen Brückenfunktion zwischen französischer und deutscher Kultur gerecht zu werden.

Der zweite Text, *Dialekt als Waffe*, konzentriert als acht Punkte umfassendes Manifest mit knappen Feststellungen, Definitionen und schärfer pointierten Thesen im Wesentlichen die Überlegungen der Hebelpreis-Rede. Der Gesichtspunkt, den Dialekt als Waffe in den Kämpfen der Zeit einzusetzen, nicht für irgendwelche separatistischen Ziele, son-

dem für die Erhaltung von Lebensqualität, für politische Partizipation und Aufklärung, wird ausgebaut. Neu ist der Versuch, die Eignung des Dialekts als Waffe dadurch zu begründen, daß er eine „freie Sprache“ sei, d. h. keinen starren grammatischen und stilistischen Normen unterliege. Außerdem entspräche er im Gegensatz zu den Hochsprachen der Gemüts- und Arbeitswelt der dialektophonen Bevölkerung und verweigere sich von daher den „stereotypen hochsprachlichen, herrschaftlichen Slogans.“²¹

In einem letzten Abschnitt betont Weckmann, daß weder *Dialekt* und *Hochsprache* noch engagierte, volksnahe Dichtung und Sprachkunst als grundsätzliche Widersprüche zu verstehen seien: Seine Ablehnung gelte aber der herrschaftlichen Ausnutzung der Hochsprachen sowie einem müßigen ästhetischen Spiel mit dem Dialektmaterial, das sich aus der politischen Verantwortung stehle.

Das Elsässische wird bereits in *Dialekt als Waffe* als Teil einer weiter verbreiteten alemannischen Mundart angesprochen, welche im Zuge des Bürgerprotests „zur Sprache der Verbrüderung über die Grenze hinweg, [...] zur Gegen- und Geheimsprache der Verschwörung“ geworden sei. Ein weiteres Manifest vertieft die Idee der „Alemannischen Internationale“, die sich weder als Rasse noch als Staat konstituiere, sondern durch eine alte basisdemokratische Tradition, eine bedächtige Sprache und die Utopie einer losen, Grenzen geistig auflösenden Freundschaft herstelle. Die „Alemannische Internationale“ könnte den Elsässern einen Ausweg aus ihrem provinziellen Ghetto bieten, ohne ihre kulturelle Identität noch ihre Zugehörigkeit zur französischen Staatsgemeinschaft in Frage zu stellen.

III.

Inwiefern es der Autor versteht, seinen eigenen programmatischen Forderungen in der poetischen Praxis nachzukommen, soll an demjenigen Gedicht überprüft werden, dessen erste Zeile Weckmanns erstem Lyrikband den Titel gab: *schang d sunn schint schun lang*. Das Gedicht selbst trägt in Anspielung auf seinen Klangcharakter die Überschrift *chinesisch*.²³

scháng dsunn schint schun láng
 schun fufzéhundert johr
 züe láng schun schintse scháng
 mr dunke se ens chlor

un dich dezüe dü dáuwer scháng
 wann d wiltersch dgosch ufrisch
 gajenajede bürefäng
 án rhin un ill un brisch

mr stecke di ene kenjestáll
 mr verhunze dini seel äü báll
 un kumm noch emol un wétt
 un kumm noch emol un trétt

mr stecke di ene bábedurm
 átomkiéhldurm ám rhin
 dássd kläin wursch wi e roder wurm
 un wecke di dert in

scháng dsunn schint schun láng
 scháng schint dsunn noch láng
 un wiláng noch gets e scháng
 wiláng wiláng

Das Gedicht thematisiert die aktuelle Bedrohung der Fortexistenz einer Jahrhunderte alten Geschichte elsässischer Kultur und Mundart. In Weckmanns Lyrikband steht *chinesisch* in unmittelbarer Nachbarschaft zu einigen weiteren Gedichten, welche während der politischen Aktionen der siebziger Jahre am Oberrhein zu Symbolen des Widerstands im Zeichen eines regionalistischen Selbstverständnisses geworden sind: *Märckelse* („en Märckelse hets aängfänge / [...] en Märckelse hân mer s guldene kâlb gstoche / en Märckelse hân mer d demokratie entdeckt / en Märckelse hân mer d granze gsprangt“),²⁴ *aller guten dinge* („es huckt de bârissér uf mim stüehl / es lejt de schwob en mim bett“),²⁵ *aliénation* („loni s hêrn ufwaiche / loni d seel plättwâlze / un / wann de speaker bonsoir het gsait / hankeni uf“)²⁶ und *rhingold* („es hucke drej herre am Rhin / un speele Ruhr uf frânzeesch un uf ditsch“).²⁷ Unter diesen Texten setzt *chinesisch*, wie zu zeigen ist, die spezifischen Mittel der Poesie am subtilsten ein. Pessimismus, Endzeitbewußtsein scheint die Reflexion zu bestimmen, wenn die Feststellung der ersten Zeile in „züe lãng schun schintse schãng“ abgewandelt und in der letzten Strophe gar zur skeptischen Frage transformiert wird. Jemand, der offenbar im Besitz der Macht dazu ist, droht demjenigen, der „dgosch“ aufreißt, mit Vergiftung, Verseuchung, Einsperren. Dieser soll „verhunzt“ und kleingemacht werden, „eingeweckt“, wie der Autor in ironischem Anklang an den eigenen Namen formuliert.

Bedroht wird „schãng“, die einzige namentlich bezeichnete Gestalt des Textes; „schãng“ ist unschwer als lautschriftliche Notation für „Jean“ kenntlich, „schãng“ ruft man im elsässischen Dialekt allerdings auch die auf „Johann“, „Johannes“ oder „Hans“ getauften Personen. Der „Hans“ oder „schãng“ steht für den Elsässer schlechthin, wie etwa „Michel“ oder „Marianne“ als Antonomastien für seine großen Nachbarn gelãufig sind. Berühmt geworden ist die Figur vor allem durch das Volkslied vom „Hans im Schnokeloch“, das in jüngerer Zeit eine ganze Reihe von Umdichtungen, Parodien und Gegenthesen angeregt hat.²⁸

In Weckmanns Gedicht *chinesisch* sind die schãng angedrohten Spielarten der Gewalt auf aktuelle Konflikte bezogen. Das *Chlorbad* steht zunächst offensichtlich zur Belastung des Landes durch den Chemiemüll auswãrtiger Großverdiener in Beziehung, welche in der regionalistischen Literatur des Elsaß schon stehende Figuren sind und auch von Weckmann hãufig attackiert werden, beispielsweise in dem oben erwãhnten Lied *rhingold*.²⁹ Dann ist aber auch an die bleichende Wirkung der Chemikalie zu denken. In seinem Gedicht *speak white*³⁰ bezeichnet Weckmann das Elsãssische als „Negersprache“, der er das Franzõsische als „weiße Herrensprache“ entgegenhãlt:

frãnzeesch êsch wiss
wiss un chic
[...]
elsassisch degaje
net
zall êsch brimidîv
vûlgêr
pfûi!

Aus der Perspektive der Assimilationisten in der gehobenen elsãssischen Gesellschaft oder auch der Pariser „Kolonialherren“³¹ werden die „illnêger brischnêger modernêger“ aufgefordert, endlich ihre Sprache aufzugeben, um sich zur „wahren“ Zivilisation zu bekehren:

drum redd wiss
wiss wi z bâriss
un dunk dini nègersprôch
en formôl

un schank se em müséum
 drum redd wiss
 nêger
 dâss d wiss wursch
 andli
 wiss un gschît
 wiss un chic
 wiss wi z bâriss³²

Das angedrohte Chlorbad in *chinesisch* dürfte wie das zuletzt zitierte „formôl“ auf die Aufhellung und vielleicht auch Sterilisierung des Elsaßnegers schâng sowie seiner ganzen Kultur, seiner schon fünfzehnhundert Jahre leuchtenden Sonne, berechnet sein. Im Gedicht *kochersbarjer sunn* des zweiten Lyrikbandes *Haxschissdrumerum* (S. 31) hat das Ich keine Freude mehr an seiner alten, blassen, nur noch dottergelben Sonne, die „sténkt / nuuch gald un / géft“; sie wird verworfen – „sell se dert / verfüle“ – und gelegentlich gegen eine neue, kräftigere ausgetauscht: „villicht / féndi mul / ääni / wuni bläsir / droon hob / ääni / wu ruut esch / ruut / wine gesönder / äpfel“.

Mit den ausgebleichenen Farben verbindet der Autor in einer Reihe von Texten weniger die Fremdkultur an sich, als die importierte und übernommene Fremdkultur. Was einerseits „weiß“, „glatt“, „chic“ wirkt, Erfolg und allgemeinen Zulauf hat, bedeutet andererseits „Kälte“, Identitätsverlust, Einbuße an Lebensqualität und -intensität. Lebensqualität wird von Weckmann in den semantischen Skalen von „krank/gesund“ („lebendig“, „faul“, „tot“), aber auch von „gut/böse“ gedacht, beschrieben und bewertet. Dabei indizieren bleiche, fahle Farben immer wieder Negatives. Im ironisch *häili walt*³³ betitelten Gedicht hängt beispielsweise eine käsige Sonne in der Pappel; „fâdeschinis liécht“, ein „hémmel wi blotzmelich [Buttermilch]“ und eine kalte Sonne leiten in *groosel*³⁴ Winter und Tod ein. Falls die „weiße Welt“ doch einmal kräftige Farben anlegt, dann handelt es sich um unversehens aufbrechende Blutgeschwüre, Blasen, Male: „zäiche / uf de stérn / rootschini un blétzeblöi- / wi-d-gans-en-d-bach-schisse“³⁵ wohlverdient durch unmoralisches Treiben: „s kummt / vâm fuggere“, „vâm hüere“.³⁶

Wenn viele Weckmannsche Gedichte eine rigorose Moralität behaupten, hängt das nicht zuletzt mit der Verwendung von Begriffen, Sinnbildern, Figuren und Motiven aus der religiösen, vorzüglich christlichen Sphäre zusammen. Zu diesen Sprachelementen scheint die Mundart generell eine stärkere Affinität zu besitzen als die Hochsprache;³⁷ im übrigen bietet sich der rhetorische Rückgriff auf religiöse Sprache immer dann an, wenn um hoch- und höchstrangige Werte gefochten wird. Handlungen, die in weltlicher Terminologie lediglich als falsch, dumm, unzweckmäßig, schlimmstenfalls als asozial, gefährlich oder kriminell zu präzisieren sind, erscheinen durch religiöse Begrifflichkeit als sündig, lasterhaft, böse: sie werden dämonisiert. Religiöse Sprache ist sinnfälliger, in gewisser Weise also nach dem etablierten Dichtungsverständnis „poetischer“ als die weltliche Alltagssprache. Ihre Sinnbilder sind weithin bekannt und vergleichsweise eindeutig positiv oder negativ wertbesetzt; somit besitzt der religiöse Sprache und religiöse Sinnbildlichkeit verwendende Autor ein Mittel, die Rezeption seines Textes massiv in eine bestimmte Richtung zu beeinflussen.

Neben dem allgemeinen Weltuntergangsmotiv der (möglicherweise bald) im Chlorbad verlöschenden Sonne gebraucht Weckmann in seinem Gedicht *chinesisch* das alttestamentliche Sinnbild vom Turm zu Babel (Gen. 11). In einer gewissen Analogie zu den realen Kämpfen um die Industriestandorte Marckolsheim und Wyhl, an denen der Autor sich beteiligt hat,³⁸ folgt im Text auf die chemische Bedrohung die atomare:

mr stecke di ene bäbelturm
 ätomkiêhdurm äm rhin

Welche Assoziationsfelder Weckmannsche Babeltürme bei seinen Lesern evozieren können oder sollen, erhellt das Gedicht *de böileeb (Der Baulöwe)*, das im Lyrikband *schang bald* auf *chinesisch* folgt (S. 73). Hier werden die modernen Wohnsilos „Babeltürme“ genannt,

derm ze bábel
 wu d s bábble frlehrsch
 wu d s danke frlehrsch
 [...]
 böi böi böi
 fress s länd uf d waldr uf
 de bággr schüft milliúne
 un d lit ânexasse gfrasse un xoffe
 jedr em sim keffi

In beiden Gedichten gehen ökologische Gefährdung und Infragestellung der sprachlichen Identität Hand in Hand, Babelturm und Kühlturm *bedingen* einander. Viele Regionalisten sind überzeugt, daß eine umweltzerstörende Politik nur über die Kontrolle der Sprache durchzusetzen ist:

„Heute wollen uns unsere lokalen und nationalen Behörden unter dem Vorwand magischer Wörter wie Fortschritt, Lebensstandard, Leistungsstaat und internationaler Wettkampf dazu zwingen, einem Mechanismus beizutreten, der überall den Tod mit sich zieht: Tod unserer Gemeinden, unserer Sprache, unserer Lebensart, unserer Landschaften“. (Bürgerinitiative gegen den Grosskanal Rhein-Rhône).³⁹

Die Aktivierung der eigenen Sprache muß nach dieser Auffassung unmittelbar der ökologischen Sache dienen.

Wird es nun gelingen, die elsässische Symbolfigur kleinzumachen, den scháng zum roten Wurm schrumpfen zu lassen, zum Futter für gallische und womöglich noch andere Hähne? Muß „dsunn“ mit der Schlußzeile verlöschen? Auf den ersten Blick scheint der Text eine skeptische Botschaft zu senden: zu mächtig scheint der Druck auf den „Helden“, das Elsässische, Bürge seiner Identität, klingt bloß noch „chinesisch“ – unverständlich.⁴⁰ Aber ist das Chinesische nicht die Sprache einer uralten Hochkultur? Darf ein Dialekt dieser Klangqualität, einer eigenständigen (wenn auch nicht ganz an die chinesischen Verhältnisse heranreichenden) alten Kulturtradition als „Negersprache“ diskriminiert werden, hat er das zivilisatorisch-aufhellende Chlorbad nötig? Und reden nicht hunderte Millionen mehr Menschen chinesisch als deutsch und französisch zusammen?

Die Zuordnung der Konnotation „unverständlich“ zum Titel des Gedichts war offensichtlich voreilig. Am Ende beginnt der dialektfremde oder -entfremdete Rezipient selber, vom klanglichen Exotismus des Textes angezogen, Wortlaut und Sinn des Gedichts, das „chinesische“ Elsässisch zu enträtseln, zu verstehen, nachzusprechen und seine Bedeutung für die Menschen der Region zu begreifen.

IV.

Der Vergleich zwischen Weckmanns Programmatik und literarischer Praxis fällt auf den ersten Blick beeindruckend (und beruhigend) kongruent aus. Hier hält einer, was er verspricht: sein Umgang mit dem Dialekt wird dem Eindruck der ersten Gedichtzeile entgegen niemals zum unverbindlichen Spiel auf der „exotischen Koloratur“, sondern konsequent für ein politisches Anliegen funktionalisiert. Die Fähigkeit der Mundart zur politischen und – in vielleicht hier noch höherem Maße – zur rhetorischen, in beiden Fällen also

kulturellen Leistung wird virtuos demonstriert. Der Autor unterstützt regionales Selbstbewußtsein, weckt möglicherweise sogar fremdes Interesse.

Problematisch wird der Zusammenhang Weckmannscher Praxis und Programmatik jedoch in seiner Begründung durch den Dichter. Dessen Vertrauen in eine quasi natürliche emanzipatorische oder ideologiefreie Qualität der Mundart aufgrund ihrer Normfreiheit, ihrer Nähe zur Alltagswelt etc. ist entschieden zu widersprechen. Mundart ist hinsichtlich ihres Gebrauchs ambivalent wie alle anderen menschlichen Kommunikationssysteme; wegen ihrer Verknüpfung mit der primären Sozialisationsphäre und der daraus resultierenden Vertrauenswürdigkeit und Suggestivität kann sie u. U. eine besonders scharfe „Waffe“ sein: allein bleibt damit offen, wer diese Waffe führt.

Die „Instinktverwirrung“, die den Menschen auszeichnet,¹ macht vor dem Kreis heimatlicher Identität und Sprache nicht halt. Es ist unser Vorzug und unser Unvermögen zugleich, Wertentscheidungen „frei“ (im Sinne von nicht-instinktgeleitet) fällen zu dürfen – oder zu müssen. Indem sich „freie“ Wertentscheidungen aber in kulturellen Schöpfungen, nicht zuletzt in der Sprache, manifestieren, determinieren sie in beträchtlichem Ausmaß zukünftiges Entscheidungsverhalten, und zwar um so rigoroser, je weniger widersprüchlich jene Manifestationen in sich sind. Regionalsprachen sind m. E. aus oben genannten Gründen kleine, aber ausgezeichnete Teilsysteme innerhalb der Gesamtheit kultureller Manifestationen, die mit der Hauptmasse politischer Entscheidungen, welche auf unterer und mittlerer Ebene zu bedenken, zu fällen und zu vertreten sind, in enger Verbindung stehen.

Außerordentlich spannend wird nun das Projekt „Dialekt als Waffe“, wenn sich aufgrund einer bestimmten historischen Konstellation die Gelegenheit bietet, eine Mundart dergestalt zu „monopolisieren“, daß in ihren überdauernden Manifestationen feste Zuordnungen von historischen Ereignissen, Konflikten, Situationen, Personentypen sowie bestimmten Bewertungen installiert werden. Unter diesem Gesichtspunkt wäre die elsässische Mundartliteratur der Gegenwart und die herausragende Rolle André Weckmanns in einer eigenen Abhandlung zu untersuchen.

Hans-Peter Ecker (Passau)

-
- ¹ Vgl. Fernand Hoffmann u. Josef Berlinger, *Die Neue Deutsche Mundartdichtung*, Hildesheim 1978.
- ² Vgl. Steffen Radlmaier, *Beschaulichkeit und Engagement*, Bamberg 1981, S. 11-15.
- ³ Vgl. etwa eine Bemerkung des schwäbischen Dichters Friedrich E. Vogts, bestimmt keines ästhetischen Provokateurs, zur Reaktion auf einige Modernismen in einem seiner Werke: „Da hat mich allerdings mein Kollege und Konkurrent Josef Eberle sehr darüber getadelt: schon deshalb, daß ich ein Buch raus gebe, das klein geschrieben ist, ohne Satzzeichen und ‚so progressiv‘. Wenn er bloß den Ausdruck progressiv höre, dann werde es ihm schlecht. Es könne doch ein Mundartdichter nicht die modernen Formen benützen.“ *Warum im Dialekt? Interviews mit zeitgenössischen Autoren*, hg. v. Gerhard W. Baur und Hans-Rüdiger Fluck, Bern 1976, S. 194. – Für die Situation in Franken sind die „Manifeste des Collegiums Nürnberger Mundartdichter“ aufschlußreich, die Radlmaier (vgl. Anm. 2) S. 26ff. kommentiert und teilweise auch abdruckt. – Eine gegensätzliche Haltung äußert Blasius (Pseud. für Felix Burckhardt), der als Mundartdichter die moderne Dialektdichtung seiner „professionellen“ Kollegen durchaus bewundert; *Warum im Dialekt?* 1976, S. 24.
- ⁴ In: Adrien Finck, *Mülmusik. Gedichte in elsässischer Mundart*, Kehl 1980, S. 75-96.
- ⁵ Anspielung auf André Weckmanns *Stroosburjer-Menschter-Zyklus* in A. W., *Haxschissdrumerum*, Rothenburg o. d. Tauber 1976 (Mundartliterarische Reihe 17), S. 48-52.
- ⁶ A. Finck, *Mülmusik*, S. 86.
- ⁷ Vgl. etwa A. Weckmann, *Dialekt als Waffe*, in: *Nachrichten aus dem Elsass* 2, 2, hg. v. Adrien Finck, Hildesheim 1978 (Auslandsdeutsche Literatur der Gegenwart 3,2), S. 32 (zuerst 1977).

- ⁸ *Nachrichten aus dem Elsass. Deutschsprachige Literatur in Frankreich*, hg. v. Adrien Finck, Hildesheim 1977 (Auslandsdeutsche Literatur der Gegenwart 3). – *Neue Nachrichten aus dem Elsaß*, hg. v. A. Finck, Hildesheim 1985 (Auslandsdeutsche Literatur der Gegenwart 17).
- ⁹ Vgl. Adrien Finck, *Mundart und Protest*, in: *Nachrichten aus dem Elsass 2*, S. 6.
- ¹⁰ *Ibid.* S. 7.
- ¹¹ Nach einer Umfrage jüngerer Datums unter Schulkindern im Unterelsaß sollen Eltern und Großeltern noch zu knapp 90% im Dialekt miteinander reden; die Kinder verwenden das Idiom im Gespräch mit ihren Eltern noch zu knapp zwei Dritteln, untereinander allerdings nur mehr zu einem Drittel. Ein anderes Indiz liefert die Berechnung des Anteils zweisprachiger Zeitungsausgaben an deren Gesamtauflage; so sank beispielsweise bei der wichtigsten Straßburger Tageszeitung jener Faktor von 61% im Jahr 1966 auf 33% 1980. Vgl. A. Finck, *Neue Nachrichten aus dem Elsaß*, S. 6–8.
- ¹² Vgl. A. Fincks Gedicht *Letzte elsässische Deutschstunde*, in: *Neue Nachrichten aus dem Elsaß*, S. 55f.
- ¹³ Vgl. A. Weckmanns Gedicht *gshicht*, das am Anfang der poetischen Texte seines ersten Lyrikbandes steht. A. W., *schang d sunn schint schun lang*, Strasbourg 1975 (Anthologie de la poesie alsacienne VII), S. 16–18.
- ¹⁴ Die Elsässer standen bei allen Auseinandersetzungen der „Erbfeinde“ Frankreich und Deutschland seit 1870 auf der Verliererseite; im 2. Weltkrieg gleich zweimal.
- ¹⁵ A. Weckmann, *Geschichten aus Soranien*, Strasbourg 1973. (Zitat nach Ausgabe Karlsruhe 1977, S. 153.).
- ¹⁶ Vgl. zu Biographie und Werk die knappe, aber bislang beste Darstellung von Adrien Finck im *Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, München 1978ff.
- ¹⁷ Wiederabdruck aller Texte in: *Nachrichten aus dem Elsass 2*, S. 26–30, 31–34 u. 35–38.
- ¹⁸ *Ibid.* S. 27, die folgenden Zitate ebenda.
- ¹⁹ *Ibid.* S. 28.
- ²⁰ *Ibid.* S. 28f.
- ²¹ *Dialekt als Waffe*, *ibid.* S. 33.
- ²² *Ibid.* S. 32.
- ²³ A. Weckmann, *schang*, S. 62.
- ²⁴ *Ibid.* S. 63.
- ²⁵ *Ibid.* S. 65.
- ²⁶ *Ibid.* S. 66.
- ²⁷ *Ibid.* S. 67.
- ²⁸ Vgl. Jean Dentiger, *Dr Hans im Schnokeloch*, in: *Nachrichten aus dem Elsass 2*, S. 54; Adrien Finck, *Hans*, *ibid.* S. 67; Roger Siffer, *D'r modern Hans*, *ibid.* S. 127.
- ²⁹ Vgl. in: *schang*, S. 67: „es hucke drej herre am Rhin / un speele Ruhr uf fränzeesch un uf ditsch / metme zaichebrätt dr aant / met millioneschecks de zwait / met gummi-knéttel de drétt // [...] es brunze drej herre am Rhin / em nämme vun technik mächt un finanz / e phenoolrischel dr aant / e quäcksélverläch de zwait / e sälzige sudd de drétt [...]“.
- ³⁰ In: *schang*, S. 27. Vgl. den Bericht über die Einfügung des Textes in ein Agitationstheaterstück der *Jung Elsassier Bühn'* in Jean [Pseud.], *Elsaß: Kolonie in Europa*, Berlin 1976, S. 114–116.
- ³¹ Vgl. Weckmanns elsässische Allegorie „Ofschlagé“, in: Jean, *Elsaß*, S. 111–113 oder auch ausführlicher A. W., *Die Fahrt nach Wyhl*, Kehl 1987 (Edition Morstadt 7).
- ³² „speak white“, in: *schang*, S. 27.
- ³³ *Haxschissdrumherum*, S. 38.
- ³⁴ *Ibid.* S. 40.
- ³⁵ „d wiss walt“, *ibid.* S. 34.

³⁶ Ibid.

³⁷ Dieser subjektive Lektüreeindruck wäre zu überprüfen; Erklärungshypothesen könnten beispielsweise aus Traditionalität und Emotionalität auch moderner Dialektlyrik - sofern es sich nicht um reine Formexperimente handelt - abgeleitet werden.

³⁸ Vgl. *Die Fahrt nach Wyhl*.

³⁹ Abdruck in: *Nachrichten aus dem Elsass* 2, S. 41.

⁴⁰ Vgl. Adrien Fincks Mayaforscher-Figur in seiner *Elsassische Walpurgisnacht*, in: *Mülmusik*, S. 90f.

⁴¹ Vgl. Harold Lincke, *Instinktverlust und Symbolbildung*, Berlin 1981.